



OSCAR de  
MURIEL

DER  
FLUCH von  
PENDLE  
HILL

Ein Fall für  
Frey & McGray

GOLDMANN

Ich war heimatlos.

Genau in dem Moment, als mir dies klar wurde, hallte das Gehämmer an der Tür in meinem Kopf wider. Es klang wie ein anhaltendes Gezeter und erinnerte mich schmerzlich daran, wo ich mich befand: Moray Place, Edinburgh, im Haus von Adolphus »Nine-Nails« McGray, wo ich auf einem harten Bett lag, das älter war als meine Haushälterin, die nicht auf mein Rufen reagierte.

»Joan?«, grunzte ich und rieb mir die Augen. »Joan!«

Keine Antwort.

Ich richtete mich auf. Plötzlich wurde mir bewusst, dass dies kein gewöhnliches Klopfen war, sondern jemand verzweifelt an McGrays Haustür hämmerte. Warum machte Joan nicht auf? Das war kein Geräusch, das man einfach ignorieren konnte.

»George!«, rief ich nun noch lauter. Doch auch McGrays alter Butler reagierte nicht.

Eine schreckliche Erkenntnis traf mich: Zum ersten Mal in meinem einunddreißigjährigen Dasein würde ich mich auf unterstes Niveau begeben und *selbst* die verdammte Tür öffnen müssen!

Fluchend wie ein Rohrspatz zog ich mir den Morgenrock an. Zwar sollten die Leute vom CID mir eine angemessene Unterkunft vermitteln, doch wohnte ich nun schon fast zwei Monate, seit meiner Versetzung, nach wie vor unter einem Dach mit dem unkultiviertesten, vulgärsten und berüchtigsten Mann, den Schottland jemals hervorgebracht hat.

Als ich die Eingangshalle erreicht hatte, sah ich ihn aus seiner Bibliothek treten. Er hatte rote Augen und gähnte, war aber gänzlich bekleidet und trug eine seiner bunten Karohosen und ein nicht dazu passendes Wams. Während ich selbst ein wenig größer und vielleicht schmaler bin als der Durchschnitt, ist McGray ein hochaufragender, breitschultriger und stattlicher Bursche.

»*In der einen verdammten Nacht, in der es mir gelingt einzunicken!*«, brüllte er so laut, dass ich zusammenfuhr. »Ich schlag gleich jemanden zu Brei!«

Ob er ernst machen würde, vermochte ich nicht zu sagen – nur wenige Minuten, nachdem ich »Nine-Nails« McGray zum ersten Mal begegnet war, hatte ich mitangesehen, wie er jemandem den Arm gebrochen hatte.

»Frey, wo zur Hölle ist Ihr Faultier von Dienstmagd?«

»Na hören Sie mal, das hier ist doch *Ihr* verfluchter Haushalt. Wo ist denn Ihr alter Klappergaul von Butler?«

Plötzlich hörten wir Gekicher und das Rascheln von Kleidungsstücken. Joan, eine stämmige Witwe mittleren Alters, trat aus dem Hinterzimmer und wickelte sich mit einem sonderbaren Grinsen in ein Umschlagtuch ein. Der Quell ihres Frohsinns eröffnete sich uns sogleich: George folgte ihr auf dem Fuß und glättete sich mit einer Hand das zerzauste graue Haar, während er sich mit der anderen seine alte Kniehose zuknöpfte.

Ihr beider Lächeln erstarb in dem Moment, als sie unserer gewahr wurden.

McGrays Kinnlade klappte herunter.

Joan, für gewöhnlich die größte Plaudertasche im Haus, war wie gelähmt vor Schreck. Dennoch war der Anflug eines Lächelns auf ihrem Gesicht zu erkennen.

»Sir ... soll ich zur ...«

»Zu – spät – verdammt – noch – mal«, blaffte ich sie an.

»Macht euch davon, ihr perversen Strolche!«, schrie McGray. Doch kaum waren sie seiner Aufforderung gefolgt, stieß er ein gackerndes Lachen aus. »Joan und der alte George! Frey, haben Sie gewusst, dass die beiden miteinander die Furche beackern?«

Ich erschauerte. »Ja, nun, ich ... habe sie mal auf frischer Tat ertappt.«

Erneut lief es mir kalt den Rücken hinunter, und McGray erging es jetzt offenkundig genauso.

Das Klopfen wurde nun noch durchdringender.

»Ich denke, ich öffne mal die Tür«, grunzte ich und drückte die Klinke hinunter.

Prompt fegte mir ein eisiger Wind Schneeflocken ins Gesicht. Der mondlose Himmel war immer noch pechschwarz, und nur der goldene Schein der Straßenlaternen spendete ein wenig Licht, gerade genug, dass ich das schmale Gesicht von Constable McNair erkennen konnte.

Der hagere Kerl hatte offenbar eine der bedauernswertesten Stellen bei der schottischen Polizei erwischt, wenn er zu höchst unchristlicher Stunde an jedweden Ort beordert werden konnte. An diesem Abend wirkte er sichtlich verdrießlich.

»McNair! Wollen Sie diese Tür pulverisieren?«

»Tut mir leid, Sirs«, stieß er keuchend hervor. Trotz des umherwirbelnden Schnees stand ihm der Schweiß auf der Stirn. »Superintendent Campbell hat mich geschickt, um Sie auf der Stelle zu holen.«

»Dann hoffe ich für Sie, dass jemand im Sterben liegt, Bürschchen«, knurrte McGray.

Der junge Officer schluckte heftig.

»Oje«, stöhnte ich, als ich sah, wie er das Gesicht verzog.

McNair verstummte. Gespannt schauten wir ihn an, doch er heftete seinen Blick auf den Fußboden.

»Und?«, drängte McGray.

McNair schaute ihn mit banger Miene an. »Es ist ein junges Mädchen – in der Irrenanstalt. Sie liegt tatsächlich im Sterben.«

McGray war entsetzt. Hastig schnappte er sich seinen mottenzerfressenen Mantel und rannte zu den kleinen Stallungen hinüber.

Tucker, McGrays Golden Retriever, schien die Besorgnis seines Herrchens zu spüren. Der Hund kam aus dem Bücherzimmer heraus und folgte ihm nervös kläffend.

Mir blieb kaum Zeit, die Kleider anzulegen, denn McGray trieb mich mit unverständlichen Ergüssen schottischer Flüche (nicht vergessen: *Dictionary of the Vulgar Tongue* von Grose kaufen) zur Eile an.

Zaghaft servierte Joan mir ein Tässchen schwarzen Kaffee. Ich kippte ihn in einem einzigen Schluck herunter, packte mich in meinen dicksten Mantel und trat in die schneidende Kälte der Edinburger Nacht hinaus.

Als ich die Stallungen erreichte, saß McGray bereits auf Rye, seinem stämmigen Fuchs. In einer Hand hielt er eine große Blendlaterne, in deren Lichtschein der Stumpf zwischen seinem Mittelfinger und seinem kleinen Finger deutlich zu erkennen war.

»Nun beeilen Sie sich schon, Sie Karfunkelgesicht!«

So erschrocken hatte ich ihn noch nie erlebt. Daher ignorierte ich die üble Beleidigung und sprang in den Sattel. Philippa, meiner weißen Bayerischen Stute, kam der frühe Ausritt nicht gelegen, und sie ertrug mich nur übelgelaunt.

Um dem eisigen Wind zu trotzen, schlug ich meinen pelzbesetzten Kragen hoch. McGray hingegen war so in Sorge, dass er auch durch einen Wirbelsturm hätte reiten können, ohne es wahrzunehmen.

Ich wusste, was ihn umtrieb: Er rechnete mit dem Schlimmsten.

Das fragliche Mädchen konnte gut Pansy sein, seine jüngere Schwester.

Man musste beinahe zwangsläufig zu diesem Schluss kommen. Ich hatte Miss McGray zwar nur wenige Male kurz gesehen, aber ihre Geschichte war so traurig und schrecklich, dass sie mich jedes Mal berührte, wenn ich daran dachte. Bei McGray war die Wunde noch nicht verheilt – das würde womöglich nie der Fall sein –, und ich fühlte mit ihm, während er in wildem Galopp vorausritt.

Das Dröhnen der Hufe unserer Pferde und ihr Gewieher, zudem noch das Bellen von Tucker zerrissen die Stille. Wir müssen wie ein donnernder Wirbelwind geklungen haben, der durch die menschenleeren Straßen fegte. Die Old Town durchquerten wir noch bei relativ guter Beleuchtung, doch danach schienen die Gaslaternen nur in größeren Abständen, und bald hatte ich das Gefühl, als ritte ich durch eine pechschwarze Wildnis. Die Irrenanstalt lag im äußersten Süden der Stadt, wo ansonsten nur eine Handvoll größerer

Landgüter standen. Ab und zu passierten wir Lichtschimmer von Laternen vor den Toren der weitläufigen Anlagen, und bei vollem Mond hätte dies ausgereicht, die Straße zu erleuchten. Doch unglücklicherweise war die heutige Nacht ausgerechnet eine Neumondnacht, und das einzige beständige Licht ging von McGrays Laterne aus.

Wie er den Weg zur Anstalt fand, ist mir schleierhaft, doch nach kurzer Zeit erblickten wir den Lichtschein der zahlreichen Fenster des Gebäudes. Ein gutes Omen war das nicht: Wenn fast alle Zimmer zu dieser ungewöhnlichen Stunde erhellt waren, musste dort Aufruhr herrschen.

Wir galoppierten durch das Haupttor. Den Officern dort blieb nur der Bruchteil einer Sekunde, um uns zu begrüßen. Am Haupteingang stießen wir auf zwei weitere Wachen. Noch ein schlechtes Zeichen.

»Warum schickt Campbell so viele Männer?«, fragte ich laut, doch McGray hörte mich gar nicht. Er schwang sich bereits aus dem Sattel, und ich musste rennen, um ihn einzuholen.

»Inspector McGray«, sprach ihn der Officer an, der an der Tür stand, »der Doktor erwartet Sie.«

»Zu wie vielen sind Sie hier?«, erkundigte sich McGray, während er den bellenden Tucker mit einer knappen Geste zum Verstummen brachte.

»Neun, Sir.«

»Neun!«

»Aye. Zwei am Tor, wir beide hier, jeweils einer an den beiden hinteren Toren, und drei Männer bewachen das Zimmer, in dem sich das Mädchen befindet.«

»Jesus«, murmelte McGray und trat ein. Er kannte die Flure in diesem Gebäude wie seine Westentasche, und erneut musste ich mich sputen, um mit ihm Schritt zu halten.

In der Anstalt herrschte in der Tat Chaos. Schwestern und Pfleger rannten durcheinander, und die schaurigen Schreie der zahllosen Insassen drangen durch die Flure wie die einer Armee Untoter.

»Hier ist etwas Schreckliches geschehen«, kommentierte ich, während mir ein kalter Schauer über den Rücken lief.

»Mr McGray!« Eine sorgenvoll dreinblickende Schwester kam auf uns zu. »Gott sei Dank, dass Sie so schnell hergekommen sind!«

»Miss Smith«, erwiderte McGray, »was geht hier vor? Ist es ...«

»Folgen Sie mir, Sirs.« Sie hatte sich bereits energisch in Bewegung gesetzt. »Dr. Clouston sagte, jede Sekunde zählt.«

Sie führte uns in den Westflügel, wo die vermögenden Patienten untergebracht waren. Ich sah, dass McGrays Gesicht sich verfinsterte, und bald wurde mir auch klar, warum. Auch ich erinnerte mich an diese Flure.

»Wie es scheint, gehen wir in Richtung von Miss McGrays Zimmer«, bemerkte ich.

»Aye«, erwiderte Miss Smith. Doch als wir um die letzte Ecke bogen, sahen wir, dass die Zimmertür des Mädchens geschlossen war. Die des Nachbarzimmers hingegen stand offen, und drei Officer standen davor. Die grauenhaften heiseren Schreie, die aus dem Inneren drangen, ließen sie allesamt zusammenzucken. »Es handelt sich nicht um Miss McGray«, fügte Miss Smith hinzu, während sie auf die sperrangelweit aufstehende Tür deutete. »Es ist alles hier drinnen geschehen. Bitte treten Sie ein.«

Ich registrierte einen Anflug von Erleichterung in McGrays Augen, als wir eintraten. Lange währte diese jedoch nicht, denn der Raum war ein Angriff auf die Sinne. Der Anblick war zutiefst verstörend, und es herrschten ein Abscheu erregender Gestank und eine eisige Kälte.

Das Fenster war zersplittert, der Rahmen aus der Verankerung gerissen, und überall auf dem Perserteppich lagen Glasscherben herum. Die fortwährende Zugluft hatte das Feuer ausgehen lassen, und im Kamin glomm nur noch eine kümmerliche Glut.

Dann erblickten wir Dr. Clouston. Als er uns sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Sein für gewöhnlich gepflegter Bart war zerzaust, und seine sonst so zuversichtlich dreinblickenden Augen lagen tief in ihren Höhlen.

»Adolphus, Inspector Frey, Sie kommen gerade zur rechten Zeit!«

Er wies auf ein Himmelbett. Es war ausgestaffiert mit einem dicken Samtbaldachin und Vorhängen. Die Schreie drangen hinter den Vorhängen hervor.

Es gelang mir nicht, einen Schauer zu unterdrücken, als ich die arme, teils vom Vorhang verborgene Frau erblickte.

Dass sie auf dem Rücken gelegen hätte, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Zwar lag sie mit dem Gesicht nach oben, doch war ihre Wirbelsäule grausam deformiert und schauerlich gewölbt – ihre Brust schwebte in der Luft, während ihr Gewicht auf ihren Hüften und Schultern ruhte. Kein menschlicher Rücken konnte sich so verbiegen, ohne dass Wirbel dabei gebrochen wären.

Sie hatte die Arme widernatürlich verdreht, ihre Hände waren steif, ihre Finger starr wie Krallen. Als wäre der Anblick noch nicht verstörend genug, waren ihre Augen blutunterlaufen, und ihr Mund, aus dem fortwährend schreckliche Schreie drangen, stand weit offen.

Das Zimmer stank nach Erbrochenem, und ich sah, dass die Bettlaken widerlich verschmutzt waren. Doch neben diesem Gestank lag auch der Hauch von etwas Chemischem in der Luft.

»Ihr bleibt nicht mehr viel Zeit«, sagte Clouston genau in dem Moment, als Krämpfe die Gliedmaßen der Frau weiter verzerrten.

»O mein ...«, murmelte McGray und trat näher. Ich wusste, dass er im Hinterkopf